

Baustein 26: Anregungen zum Verkündigungsteil – Inklusion

"Anna soll in den Kindergarten gehen?" Ihr Bruder Moritz lacht. "Anna kann doch gar nicht gehen!" Anna ist zwei und behindert. Ihr Bruder Moritz ist fünf und einer der wenigen Menschen, für die Behinderung etwas ganz Normales ist. "Wie geht das, Mama?" fragt Moritz, "Anna kann nicht Fangen spielen, nicht singen, nicht malen ..." Was macht ein Kind im Kindergarten, das viele Dinge nicht lernen wird? "Lächeln", sagt Moritz, "Das kann sie gut. Denn Kindergarten ist lustig, Mama." - "Genau", antwortet sie.

Eine ähnliche Geschichte stand kürzlich in einer Wochenzeitung. Immer wieder berichten die Medien über das Thema Inklusion, ein umfassendes Gesellschaftsprojekt, das nicht nur Kindergärten verändert. Denn eine Konvention der Vereinten Nationen hat festgelegt: Menschen mit und ohne Behinderung sollen gemeinsam das Leben bewältigen. Die Zeiten der Trennung beim Lernen und im Alltag sind vorbei. Und Inklusion ist die Kunst des Zusammenlebens ganz verschiedener Menschen.

Wenn ein Kind mit Behinderung **geboren** wird, verändert diese Diagnose das Leben aller Familienmitglieder. Gerade in der Anfangsphase spüren Eltern deutlich den Druck der neuen Herausforderung. Während sie noch mit den Gefühlen beschäftigt sind, die auf sie einstürzen, müssen sie Behandlungs- und Unterstützungsmöglichkeiten finden. Sie müssen den Austausch mit anderen Eltern suchen und ärztliche Urteile abwägen. Das Familienleben ist häufig rund um die Uhr von Begleitung, Pflege und Sorge bestimmt.

Auch Geschwister sind einbezogen. Oft reicht die Kraft nicht, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Schuldvermutungen und Selbstvorwürfe münden bisweilen in die Frage: Warum gerade wir? Wie kann Gott das zulassen? - Ich habe hohen Respekt vor Familien, die das alles bewältigen. Sie sind die Helden der Inklusion, die die Kunst des Zusammenlebens jeden Tag neu proben.

Als Anna **getauft** wird, sagt der Pfarrer, Anna habe jetzt eine weitere Familie: alle Christenmenschen auf der ganzen Erde. Das ist ein großes Versprechen. Und ein Anspruch, der nicht immer in der Praxis eingelöst wird. Moritz fragt den Pfarrer, ob denn Gott Anna genauso lieb habe wie er – und ob Gott bei ihrer Geburt nicht gut aufgepasst hat. "Natürlich hat Gott Anna lieb", antwortet er. "Jeder Mensch ist Gottes Ebenbild und deshalb ganz wunderbar. Und Behinderung ist keine Panne Gottes. Auch wenn wir es nicht verstehen: Gott wollte Anna gerade so wie sie ist. Du hast Anna ja auch so lieb wie sie ist.“

Schon lange haben sich gerade Kirche und Diakonie auf den Weg gemacht, um die Teilhabe-Möglichkeiten von Menschen mit Handicap zu verbessern. Im Leib Christi ist niemand entbehrlich. Und wenn es nur Annas Lächeln wäre, das uns fehlt. Die Christenheit versteht sich als eine Ergänzungs-Gemeinschaft, in der wir andere brauchen wie die Luft zum Atmen. Gottes Schöpfung ist bunt - und

jeder und jede soll voll dabei sein können. Denn es ist in der Perspektive des Glaubens normal, dass unser Leben begrenzt und verletzlich ist.

Um Gemeinden besser auf die Herausforderungen der Inklusion vorzubereiten, hat die Rheinische Landeskirche eine Arbeitshilfe herausgegeben. Sie heißt: „Da kann ja jeder kommen!“ Der Titel ist Programm. Offenheit für jeden und jedem – im Gottesdienst, in der Konfirmandenarbeit, in Jugend- und Erwachsenenbildung, der Diakonie, der Seelsorge! Da kann ja jeder kommen!

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts haben engagierte Christenmenschen diakonische Einrichtungen gegründet, die sich der Förderung und Betreuung von Menschen mit Behinderung widmeten. Sie entdeckten ihre Bildungsfähigkeit und entwickelten in der Folge spezielle Programme, um sie zu unterstützen. Die Anstalt, in der man lernen, arbeiten und wohnen konnte, wurde mehr als hundert Jahre lang wegweisend.

Anstalten wollten eine Gegenwelt zur Industriegesellschaft sein, eine „Stadt der Barmherzigkeit“. Bethel, Bad Kreuznach und andere diakonische Groß-Einrichtungen standen lange Zeit für dieses Konzept. Mit der Herausnahme aus den *normalen* sozialen Bezügen sollte alles Störende ferngehalten werden. Es sollte ein Schonraum entstehen, in dem die Bewohner und Bewohnerinnen sich positiv entwickeln konnten.

Die Anstalt war lange ein durchaus fortschrittliches Modell. Allerdings wurde es mit einer Reihe von Nachteilen erkaufte. Diakonie wurde eine Aufgabe von Spezialisten. Die Entwicklung einer Sonderwelt für Menschen mit Behinderung war die Folge. Sie hatten mit dem Alltag von Kirchengemeinden, Stadtteilen und Nachbarschaften nicht mehr viel zu tun. Viele Leute kannten nicht einmal einen Menschen mit Behinderung. Sie kamen im Verein, im Restaurant, im Supermarkt, im Schwimmbad, auf dem Spielplatz nicht vor.

Die Inklusion will nun umsteuern. Die Zeit der Anstalt und der Sondereinrichtungen geht dem Ende zu. Der Umbau hat schon begonnen. Hinein in den Alltag, hinein in das volle Leben, hinein in die Normalität. Denn normal ist nicht mehr, was die Mehrheit bestimmt. Normal ist die bunte Vielfalt. Und das ist gut so.

Anna soll in den **Kindergarten** gehen. Gemeinsam mit den anderen Kindern, die in der gleichen Straße wohnen. Kindergärten sind schon weit auf dem Weg der Inklusion. Kinder lernen miteinander und voneinander. Sie lernen auch, mit Einschränkungen anderer umzugehen. Integrative Gruppen sind kleiner als Regelgruppen. Die Mitarbeitenden haben oft eine heilpädagogische Zusatzausbildung. Und Kinder mit schweren, mehrfachen Behinderungen können zusätzlich eine Integrationshilfe bekommen – wenn die Behörden mitspielen.

Kindergärten sind vielleicht auch deshalb weit in der Entwicklung, weil bei ihnen der Leistungsgedanke nicht alle anderen ebenso wichtigen Lernerfahrungen überlagert. Denn Kinder sollen das ganze Leben kennen lernen: Freiheit und Beschränkung, Gelingen und Versagen. Das Leben ist nicht immer glatt, schön, gesund. Man muss mit Leid, Krankheit, Schwierigkeiten umgehen. Auch das Leiden gehört zum Leben. Aber Christen glauben: Was auch immer passiert, Gottes Treue zu den Menschen bleibt. Dadurch können Kinder Vertrauen ins Dasein gewinnen. Der Kindergarten legt dafür die Basis. Gut, dass auch viele Kirchengemeinden solche Einrichtungen tragen.

Vielleicht wird Anna Freunde finden, vielleicht lernen andere Kindergartenkinder achtsam miteinander umzugehen. Wenn die Kinder gefragt werden, wer von ihnen denn eine Behinderung habe, zucken sie oft mit den Schultern. Jedes Kind ist eben anders. Das haben sie schon gelernt. Vielleicht tun sich Eltern zusammen, um sich in der Erziehungsaufgabe zu unterstützen. Damit niemand vereinsamt. Der Kindergarten ist auch eine Börse, um neue Kontakte zu knüpfen.

Was in der Kita noch spielerisch gelingt, gestaltet sich in der **Schule** erheblich schwieriger. Der inklusive Umbau des Schulsystems hat gerade erst begonnen. Er wird noch Jahre dauern. Denn noch gibt es nicht genug Sonderpädagogen. Statt Doppelbesetzung im Unterricht werden häufig ein paar Förderstunden genehmigt. Das ist von der Idee gemeinsamen Lernens meilenweit entfernt. Außerdem sind Regelschullehrer nicht genügend auf die neue Situation vorbereitet: Es gibt viel Frontalunterricht und wenig Lernbegleitung mit individuellen Förderplänen.

Die neue Schule wird Zeit brauchen, wenn Inklusion gut werden soll. In der Zwischenzeit ist es sinnvoll, dass man zwischen Förderschule und gemeinsamem Unterricht wählen kann. Wenn Anna groß wird, wird sie hoffentlich eine Schule vorfinden, die beides schafft: Gemeinschaft stiften ohne Trennungen und ohne das Etikett *Behindert* – und zugleich eine Förderung, die Annas Bedürfnissen gerecht wird.

Kann das gelingen? Es darf ja nicht auf Kosten der anderen vielfältigen Begabungen gehen. Ein hoher Anspruch. Dazu sind große Anstrengungen nötig. Inklusion ist kein Sparmodell. Aber weniger ist dem Ziel des Menschenrechts auf Inklusion nicht angemessen. Sonst wären all die großen politischen Erklärungen nur Lippenbekenntnisse.

Und wenn Anna einmal **erwachsen** ist? Was dann? Kann sie ein selbstbestimmtes Leben führen? Kinder mit Behinderung werden zu Erwachsenen. Dann stellt sich – wie bei allen jungen Leuten – oft der Wunsch ein, ein eigenständiges Leben außerhalb der Familie zu führen. Ob die Grenzen der elterlichen Kräfte oder der Wunsch nach Freiheit den Ausschlag geben,

spielt am Ende keine Rolle. Damit der Auszug aus der Familie nicht den Charakter eines „Abgebens“ hat, wünschen sich viele Eltern, dass ihre erwachsen gewordenen Kinder mit Behinderung im vertrauten Wohnort bleiben. Mit dem Umzug sollen nicht auch alle bestehenden sozialen Kontakte abbrechen.

Vielleicht wird Anna einmal in einer betreuten Wohngruppe leben. Ihre Mitbewohner hat sie mit ausgesucht. Sie lebt so selbstständig wie möglich und übernimmt einige Aufgaben der Hausarbeit. Sie arbeitet an einem Arbeitsplatz, der nach ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten eingerichtet ist und sie hat zeitweise eine persönliche Assistenz. Sie ist nicht auf Mitleid angewiesen, weil in den Köpfen vieler Menschen – und nicht nur auf den Bürgersteigen – die Barrieren abgebaut sind.

Vielleicht ist das so, wenn das *Projekt Inklusion* Erfolg hat – und vielleicht haben dann auch Kirche und Diakonie einen wichtigen Teil beigesteuert. Denn das können sie besonders gut: In Menschen ungeahnte Fähigkeiten wecken; sie zusammenbringen, damit ein gemeinsames Ziel erreicht wird; vom offenen Himmel erzählen, aus dem Gott seine bunte Schöpfung mit Wohlgefallen anschaut.

Eigentlich wecken ja nicht Kirchengemeinden die Fähigkeiten, sondern Gott selbst. Das entspricht nicht immer unseren Erwartungen. Der Prophet Jeremia wird berufen, obwohl er zu jung ist. Auch die Jünger entsprechen keineswegs heutigen Elitenvorstellungen. In vielen biblischen Geschichten spielen Menschen mit Behinderung eine entscheidende Rolle. Der Apostel Paulus etwa – oder auch Moses.

Gott beruft Mose und sendet ihn zum Pharao, um Israel aus der Knechtschaft Ägyptens zu befreien. Mose kennt viele Gründe, warum er ungeeignet ist. Mose hat eine Sprachbehinderung. Er will den Auftrag nicht annehmen. Aber Gott lässt den Einwand nicht gelten. Gott hält ihm entgegen, dass auch Gehörlose und Sprachlose, Menschen mit und ohne Sehfähigkeit seine Geschöpfe sind (Exodus [= 2. Buch Mose], Kapitel 4 bis 11). Und seine Geschöpfe sind gut, sehr gut, wie die Schöpfungsgeschichte sagt.

Gut heißt nicht vollkommen. Heißt nicht, dass sie keine Hilfe brauchen. Von Anbeginn werden Gottes Geschöpfe als begrenzte Wesen beschrieben. Und die Grenzen sind ebenso vielfältig wie die Fähigkeiten. Was hat Mose geholfen? Nicht der Hinweis, er sei doch Gottes gutes Geschöpf – er behält seine Angst vor der Aufgabe, vor den Pharao zu treten. Auch seine Behinderung verschwindet nicht. Ihm hilft – sein Bruder. Er hat Aaron an seiner Seite, einen Menschen, der sich über ihn freut und ihm hilft, wo es nötig ist. Und Aaron kann reden. Heute würden wir sagen: Aaron ist seine persönliche Assistenz.

Die Inklusion führt beides zusammen: Fähigkeiten und Begrenzungen.

Damit das Zusammenleben der ganz verschiedenen Menschen gelingt. Der Glaube übt sich in dieser Kunst. Kirche und Diakonie lassen sich einbinden in den umfassenden Veränderungsprozess, der viele Chancen bietet. Denn für Gott ist jeder und jede gleich wichtig. Niemand darf verloren gehen. Jeder und jede wird gebraucht. So wie er und sie ist.

Auch wir. Auch Anna. Und wenn es nur ihr Lächeln ist.

Amen.

(Klaus Eberl)